

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Wenn andere eine Reise tun, dann kann ich was erzählen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

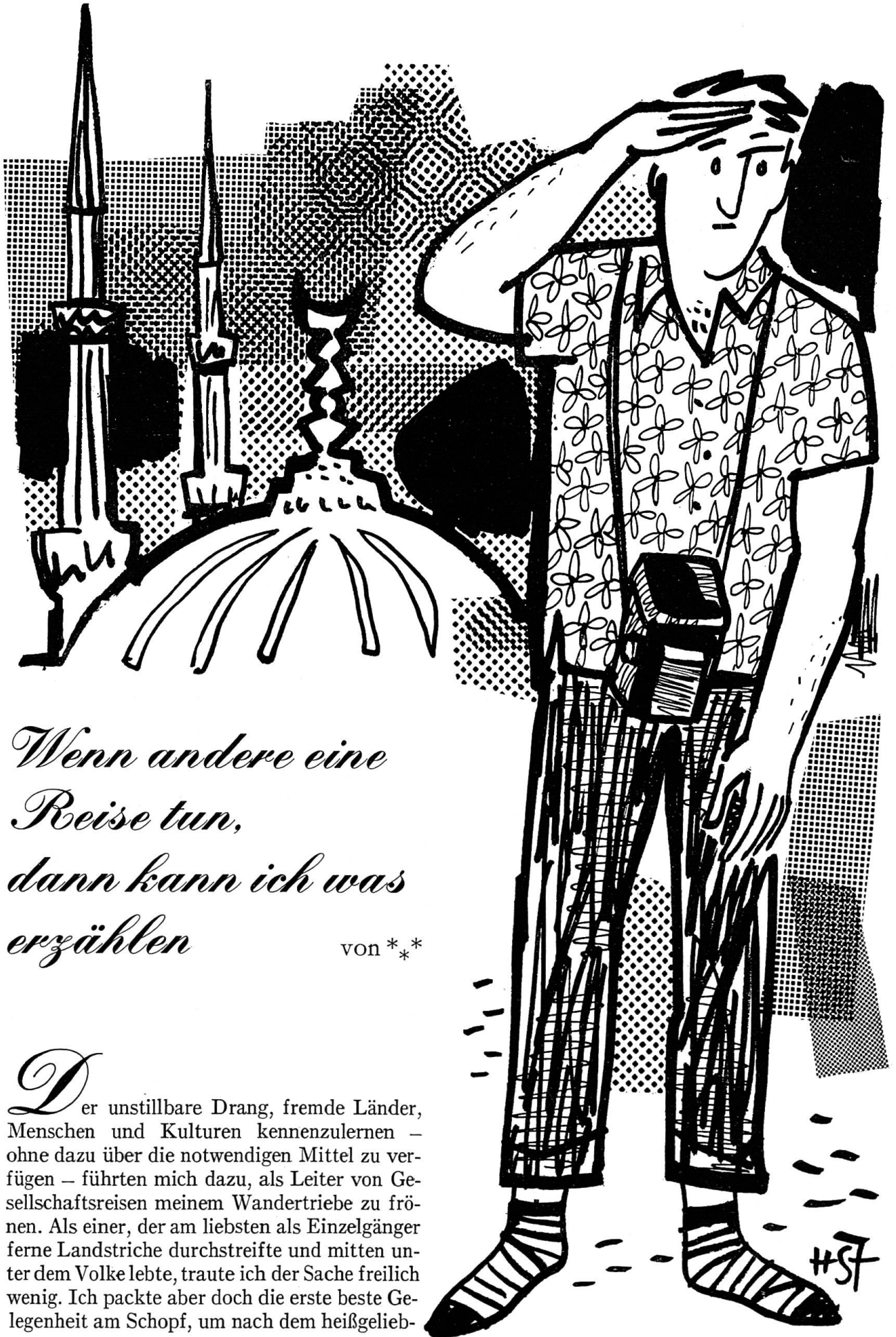
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



*Wenn andere eine
Reise tun,
dann kann ich was
erzählen*

von **

*D*er unstillbare Drang, fremde Länder, Menschen und Kulturen kennenzulernen – ohne dazu über die notwendigen Mittel zu verfügen – führten mich dazu, als Leiter von Gesellschaftsreisen meinem Wandertriebe zu fröhnen. Als einer, der am liebsten als Einzelgänger ferne Landstriche durchstreifte und mitten unter dem Volke lebte, traute ich der Sache freilich wenig. Ich packte aber doch die erste beste Gelegenheit am Schopf, um nach dem heißgelieb-

ten Griechenland fahren zu können. Die Gruppenreisen hielten mehr, als ich mir von ihnen versprochen hatte. Meine Befürchtungen, langweilige Bildungsphilister herumführen zu müssen, erwiesen sich als unbegründet. Natürlich taucht hin und wieder ein schwarzes oder auch ein platinblondes Schaf auf, das aus der Reihe der liebenswerten Reisegefährten heraustranzt. Doch weiß ich dafür zu sorgen, daß es nicht zu vorlaut blökt. Gelegentlich kann sich auch ein Allesbesserwisser bemerkbar machen. Ein Spezialist auf Jahreszahlen, der mich immer unterbrach, verlor seinen Drang, als ich einmal unvermittelt die Frage an die Gruppe richtete: «Wollen Sie die meinem Gedächtnis fehlenden Jahreszahlen gleich an Ort und Stelle durch Herrn N. vernehmen oder zu Hause bei Bedarf im Lexikon nachschlagen?» «Beides nicht!» riefen alle – bis auf einen.

Wenn die Räder rollen

Endlich ist der Reisetag da. Mit einiger Spannung begrüße und mustere ich die Teilnehmer auf dem Bahnsteig und versorge sie samt ihrem Gepäck in den reservierten Abteilen. Unterwegs nehme ich noch zusteigende Reiseteilnehmer in Empfang. Alles klappt auf schweizerischen Schienen in der Regel tadellos. Erst jenseits der Grenze tauchen Schwierigkeiten auf, besonders beim Umsteigen auf großen Bahnhöfen. Zugsverspätungen, überfüllte Züge und fehlende, falsche oder doppelt belegte Platzreservierungen stellen oft erhebliche Anforderungen. Als ich in Mailand einmal die reservierten Plätze beziehen wollte, war ein ganzes Abteil durch drei dicke Italienerinnen und ihrem Gepäck ausgefüllt. Ich machte sie auf die Reservationszettel an den Fenstern aufmerksam und wollte sie höflich hinauskomplimentieren. Ohne jeden Erfolg. Im Gegenteil, nach einem allmählich anschwellenden Wortwechsel trat ich vor dem gellenden Geschrei den Rückzug an, um gleich darauf mit einem Schaffner anzurücken. Dem erging es aber nicht besser, obschon ihm noch ein zweiter zu Hilfe eilte. Kreischend und augenrollend verteidigten die drei ihr Polster. Hier mußte mit größerem Geschütz aufgefahren werden und zwar rasch, denn in einer Viertelstunde sollte der Zug abfahren. Ich sauste durch die weite Bahnhofshalle, hinüber zum Büro des Capostazione. Schon nach wenigen Minuten stand

ein schneidiger Polizist im Abteil. Wer nun aber glaubt, damit hätte sich etwas geändert, befindet sich auf dem Holzweg. Wiederum erhob sich ein entsetzlicher Tumult – doch die drei blieben sitzen, und blieben es bis Brindisi!

© diese Koffer

Das Gepäck ist für den Reiseleiter eine große Sorgenquelle – besonders, wenn es plötzlich nicht mehr da ist! Einzelne Koffer sind harmlos; sie gelangen durch den Besitzer oder einen Träger schließlich immer an den richtigen Ort, falls sie nicht gestohlen werden. Ansammlungen von Koffern aber widersetzen sich jeder vernünftigen Anordnung. Selbstverständlich zähle ich sie unzählige Male, bei jeder Zollpassage, bei jedem Umsteigen, Einschiffen, Hotelbezug . . . Und die Reiseteilnehmer empfehlen mir ihren Koffer meiner besonderen Obhut und übertragen mir großmütig alle Verantwortung. Pflichtbewußt versichere ich mich zum xten Male. Richtig, es sind 21. Aber schon einen Augenblick später fehlt einer, spurlos. Eine Viertelstunde später kommt er mit seinem Besitzer aus einem Restaurant, der darin seinen Pfeifenstopfer gesucht hatte. Nicht weniger verblüffte mich wenig später die Tatsache, daß es plötzlich 22 waren. Ich zählte noch dreimal, es waren 22. Ich kontrollierte einen nach dem andern, sämtliche waren mit den Etiketten unserer Gesellschaft und den Namen meiner Reiseteilnehmer versehen. Niemand wollte Bescheid wissen. Es stellte sich dann heraus, daß ein Teilnehmer einen Koffer zugekauft hatte, um seine Reiseandenken unterbringen zu können.

Viele Koffer werden von ihren Besitzern sozusagen für zerbrechliche Kunstgegenstände gehalten. Wehe, wenn sie einen Kratzer erhalten oder beim Umlad geworfen werden! Als wir uns einmal nach einer Griechenlandkreuzfahrt in Venedig ausschifften, besorgte ich den gesamten Gepäcktransport zum Bahnhof. Wir verluden alle 250 Koffer backbord auf einen Lastkahn, der schon mit der Hälfte voll belastet gewesen wäre. Die Verhandlungen um einen zweiten Kahn scheiterten an den unverschämten Forderungen, und ich mußte zusehen, wie der schwankende Kofferberg bedrückend anwuchs. Schließlich fuhren wir mit ihm langsam durch die Giudecca und den Canal Scomanzera nach dem Bahnhof. Bei einer

Biegung des Kanals geriet der Kofferturm in Bewegung und es gelang uns nur mit größter Anstrengung, seine Fundamente zu beruhigen. Doch ein Koffer platschte ins Wasser, schaukelte auf der Kielwelle auf und ab und wollte eben unsern entsetzten Blicken entschwinden, als er noch im letzten Augenblick herausgefischt wurde. Der Facchino warf ihn auf das Dach der Motorkabine – da sprang der Deckel auf, und auf drei Seiten quoll's heraus, o Graus! Es waren nicht etwa die Schlösser aufgesprungen, nein, die Scharniere hatten ausgerissen. Es war aussichtslos, den ganzen Inhalt wieder in seinem Gehäuse unterzubringen. Grinsend setzte sich der Kerl darauf; ich hätte ihn am liebsten in den Kanal geschmissen. Das dicke Ende folgte dann erst noch, als ich die von einer Schnur notdürftig zusammengehaltene Habe ausgerechnet jener Dame überreichen mußte, die ihren Koffer zerbrechlicher Geschenke wegen meiner besonderen Aufmerksamkeit empfohlen hatte. Das sind Höhepunkte des Lebens!

Den größten Kofferkampf erlebte ich in Ancona, wo ich die Ausschiffung der ersten und die anschließende Einschiffung der zweiten Kreuzfahrt nach Griechenland und Kleinasien zu organisieren hatte. Mit der Schiffsagentur und der Hafenspolizei war alles auf besten Wegen, nur der Gepäcktransport zwischen dem Hafen und dem zwei Kilometer weit entfernten Bahnhof bereitete mir einige Sorgen. Ich übertrug den gesamten Transport der Koffer für beide Reisen Giuliano, dem Capo der Facchini am Bahnhof, und stellte mit ihm einen genauen Fahrplan auf. Nur leider sah er zwei Dinge nicht vor: die Zugsverspätungen und

die Hafen-Gepäckträger. Diese letzteren, schon grundsätzlich auf ihre Kollegen nicht gut zu sprechen – die politischen Gegensätze zeigten sich unmißverständlich an ihren Tätowierungen – verspürten nicht die geringste Lust, das fette Geschäft vollständig ihren Feinden zu überlassen. Als ich bei der Einfahrt des Schiffes im Hafen erschien, empfingen sie mich, zu einer undurchdringlichen Mauer geschart, mit finstern Mienen. Sie waren entschlossen, ihr Monopol im Hafensreal zu verteidigen. Nur dank der gerissenen Verhandlungskunst des Agenten und eines saftigen Trinkgeldes Giulianos an den Capo der Hafengepäckträger konnte ein schlimmer Kravall verhütet werden. Unterdessen trafen mit verschiedenen Zügen die Teilnehmer aus der Schweiz, aus Deutschland, Österreich und Belgien ein, wurden verpflegt und passierten den Zoll, während gleichzeitig die Heimkehrenden denselben Weg in umgekehrter Richtung nahmen. Zwei Stunden lang fuhr ich schweißgebadet im Taxi zwischen Schiff und Bahnhof hin und her, bis endlich der letzte der 500 Koffer samt seinem Besitzer zur richtigen Zeit im richtigen Zug, im richtigen Abteil und in der richtigen Kabine verstaute war.

Auch der Zoll hat seine Tücken

Eine unterhaltsame Episode bescherte uns einmal die Paßkontrolle im Piräus. Wir legten spät abends an und die Paß- und Zollkontrolle zog sich bis gegen Mitternacht hin. Das Sil-

Schweizerische Anekdote



Es war im Aktivdienst im Jura. Wir Deutschschweizer kehrten in einem Restaurant bei einem französisch sprechenden Mädeli ein. Kaum angekommen, meinte einer unserer Kollegen in schönstem français fédéral: Vous savez, mademoiselle, nous sommes tous des zurichiens!

Ein schweizerdeutsch sprechender Hauptmann will seinen französisch sprechenden Leuten ein Insekt erklären. Er versucht es so: Vous savez les petits oiseaux qui font la confiture! (die Biene)

M. A. in Z.

berlicht des Vollmondes lockte eine unternehmungslustige Gruppe noch auf die Akropolis und ich händigte ihnen fortlaufend die erledigten Pässe aus. Als am andern Morgen die übrigen Pässe verteilt wurden, fehlte einer. Wir stellten das Büro auf den Kopf; ich kroch unter jeden Tisch und jeden Diwan in der Bibliothek, wo die Kontrolle stattgefunden hatte – der Paß blieb unauffindbar. Seine entrüstete Besitzerin wollte gleich nach dem Schweizer Konsulat fahren, trotz meiner Versicherung, ich werde ihr bis spätestens zur Rückreise den Paß verschaffen und nötigenfalls einen neuen besorgen. Ich setzte meine Suchaktion unermüdlich fort. Von Zeit zu Zeit eilte ich zum Büro der Hafenzentrale hinüber, um einen der Funktionäre vom Vorabend zu sprechen.

Beim vierten Mal traf ich ihn endlich an, erklärte ihm die Sache und ersuchte ihn, seine Mappe und Papiere nachzusehen. Was er kurz angebunden ablehnte. Ich setzte noch dreimal an, doch er schaute überhaupt nicht mehr von seiner Arbeit auf. Das war zuviel. Die Sicherung brannte mir durch und meine Faust knallte derart hart auf den Tisch, daß das laute Gesumse im weiten Schalterraum augenblicklich verstummte und ich mich unversehens im Mittelpunkt eines Volksauflaufes befand. Polizisten tauchten auf, ich wiederholte mein Anliegen, und ein lautes und langes Palaver hob an. Die Leute ereiferten sich für und wider den Beamten, der seelenruhig weiterschrieb und keine Miene machte, seine Mappe hervorzuholen – für und wider mich, der französische und griechische Brocken durcheinanderwarf, sie kräftig mit meinem heimatlichen Idiom untermalte und schließlich mit rotem Kopf und leeren Händen abzog.

Als wir nach Besorgungen in Athen aufs Schiff zurückkehrten, hielt mir der Obersteward den vermißten Paß vor die Nase. Er war in der Bibliothek unter einem Diwan gefunden worden. Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie das zugegangen war, jedenfalls nicht mit rechten Dingen. Der Höhepunkt stand mir noch bevor. Als ich der Besitzerin den wiedergefundenen Paß überreichen wollte, streckte sie mir triumphierend einen nigelnagelneuen Paß entgegen.

An einem 1. August fuhren wir auf einem griechischen Schiff zur kleinasiatischen Küste hinüber. Die griechisch-türkischen Beziehungen waren damals Cypern wegen sehr gespannt und die Grenzformalitäten zwischen diesen

beiden Ländern sehr streng. Während in den festlich geschmückten Speisesälen des Schiffes die Bundesfeier mit einem nicht endenwollenen Bankett anhub, saß ich im kleinen Büro hinter einem Berg von Pässen und übertrug vorschriftsgemäß die Personalien mit allen möglichen und unmöglichen Angaben für sämtliche 250 Passagiere in die türkischen Grenzübertrittsformulare. Nach Mitternacht brachte mir der Schiffskommissär seine Schiffsliste zur Kontrolle. Als die letzten Töne des Festes verklangen, setzte ich endlich die letzte Paßnummer ein. Jetzt nur noch schnell die Kontrolle . . . O Schreck! Ich hatte einen Mann zuviel! Ich zählte, zählte, bis mir die Augen zufielen. Ich beschloß, mich einige Stunden hinzulegen und in der Frühe die Sache mit dem Kommissär zu bereinigen. Vorsorglicherweise steckte ich mein eigenes Formular in die Tasche, damit wenigstens die Zahl der Passagiere stimmte. Ich erwachte am Rasseln der Ankerketten. Zwei Minuten später stand ich vor dem Büro des Kommissärs. Geschlossen. Ich rannte zur Bibliothek. Ein ganzes Rudel von türkischen Zoll- und Polizeibeamten kramte in den Papieren und bediente sich angelegentlich der aufgestellten Eßwaren und Getränke. Ich schwitzte – und verschieg den überzähligen Passagier. Endlich waren sie soweit! Ihre Kontrolle stimmte, dank des von mir listig versteckten eigenen Formulars, und wir konnten das Schiff verlassen. Nachträglich fand ich den Fehler heraus: Ein Reisetilnehmer war von der ersten Kreuzfahrt so begeistert gewesen, daß er die zweite auch gleich mitmachte und das Schiff beim Wechsel gar nicht verlassen hatte.

Daß Zöllner auch Menschen sind, erfuhr ich in Brindisi. Auf der Rückreise von Griechenland besorgte ich für drei Gruppen die Zollpassage des Gepäcks. Ich war nicht ganz unbelastet. Je mehr sich nämlich der Rauchergeschmack den amerikanischen Tabaken zuwendet, desto erbitterter setze ich mich für die makedonischen ein und suche meine Freunde zu überzeugen, daß die griechischen Zigaretten die besten der Welt sind. Deshalb enthielt mein Koffer viel zu viel von diesem Artikel, dem bekanntlich die italienischen Zöllner immer zuerst nachfragen.

Leider hatte ich keine Zeit mehr gefunden, meinen Vorrat auf verschiedene Nichtraucher zu verteilen. Nun stand ich mit meinem Kofferberg vor dem Zollbeamten. Er musterte ihn

kurz, zeigte auf irgendeinen Koffer in der unteren Hälfte und hieß ihn hervorholen. Es war ausgerechnet der meine. Ich schüttelte den Kopf und sagte lachend: «Das gefällt mir gar nicht, wollen Sie nicht lieber . . .» «Diesen will ich sehen und keinen andern!» schnitt er mir unsanft das Wort ab. Ich ließ mich aber nicht einschüchtern und lachend fuhr ich fort: «Wissen Sie, das ist nämlich mein eigener Koffer, in allen andern werden Sie nichts finden, aber meiner enthält etwas zu viel Zigaretten!» Der Beamte schaute mich streng an, ließ sich den Koffer ausgraben und öffnen. Da lagen schon einige Schachteln obenauf. Er drang tiefer. Was er auch aufhob, jedesmal kam wieder eine neue Schachtel zum Vorschein, ohne Ende schien es mir. Bei jeder Schachtel sagte ich: «Die sind für den Großvater, die sind für den Vater, die sind für Onkel Ferdinand . . .» so ging es durch die ganze Verwandtschaft und auch die Freunde mußten herhalten. Je mehr sich sein Gesicht verfinsterte, desto mehr mußte ich lachen. «Sehen Sie, jetzt haben Sie die Bescherung!» fügte ich noch hinzu, dann – es zuckte etwas um die Mundwinkel des Zöllners – und er brach in ein schallendes Gelächter aus: «Packen Sie Ihre Kollektion ein und – gute Reise!»

Türkisches Zwischenspiel

Einst baten mich in Istanbul nach dem Nachtessen einige Teilnehmer, sie ins Hilton-Hotel zu begleiten. Da ich für den andern Tag noch einen Flugschein auf dem Swissairbüro abholen mußte, besorgte ich ihnen ein Taxi und versprach, sofort nachzukommen. Der Flugschein war nicht vorhanden und ich mußte zur türkischen Fluggesellschaft fahren, wo ich mir glücklicherweise noch einen Platz ergattern konnte. Wie ich mich endlich dem phantastischen Luxushotel näherte, bemerkte ich, daß mein Tenue keineswegs hiltongemäßen Gepflogenheiten entsprach. Zwar hatte ich mein bestes und weißestes Hemd angezogen, aber die Abwesenheit von Manchettenknöpfen nötigte mich, die Ärmel aufzurollen; Rock und Krawatte hingen, der geographischen Breite und Jahreszeit wegen, im Schrank. Der den Schlag öffnende Boy machte große Augen, als ich so bieder schweizerisch, urschweizerisch sozusagen, dem Eingang zustrebte. Auch der Portier schaute mir verwundert nach, als ich rasch und

zielbewußt vorbeiglitt, und dem zögernden Liftburschen mußte ich mit einem Trinkgeld Beine machen. Bis hierher war alles gut gegangen und ich betrat das Dancing, wo mir fröhlich meine Reisegefährten zuwinkten. Doch da nahte schon das Unheil. Der Ober stand vor mir und komplimentierte mich in elegantem Französisch, aber unmißverständlich hinaus. Ich lachte ihn an und ließ ein Wort fahren, das bestimmt in meinem Heimatkanton besser verstanden wird als am Bosphorus. Da grinste auch der Ober und sagte: «No wotens a bissel!» – was auch nicht gerade türkisch tönte. Er schob mich um die Ecke, verschwand und stand in zwei Minuten wieder vor mir, mit einem Rock und einer Krawatte am Arm, die unzweifelhaft aus seinem Schrank stammten. Im Handumdrehen ward die Verwandlung vollzogen und der Hirtenknab, elegant wie noch nie, zog mit hohlem Kreuz, zum zweiten Mal im Dancing ein, unter lautem Hallo, versteht sich.

Ein köstliches Mißgeschick widerfuhr mir in der anatolischen Stadt Bursa, der alten Hauptstadt des osmanischen Reiches. Wir besichtigten die altehrwürdige Ulu-Dschami und hatten uns vorschriftsgemäß vor dem Eingang in die Moschee unserer Schuhe entledigt. Über einigen wundervollen alten Teppichen vergaß ich mich etwas. Inzwischen waren meine Leute verschwunden und ich wollte schnell in meine Schuhe schlüpfen und ihnen nacheilen. Doch zu meinem Schrecken fanden sich meine Schuhe nirgends unter den langen Reihen uralter Türkenschlappen, die malerisch den Eingang zierten. Ich hüpfte in den Socken von einer Ecke in die andere, guckte in alle Winkel, doch sie blieben unauffindbar. Aber auch der Autobus und meine Leute waren spurlos verschwunden. Wenn der Chauffeur nach der Küste fahren wollte – und das wollen diese Kerls immer, man muß wie der Teufel hinter ihnen her sein, damit sie das Programm nicht abkürzen. Da saß ich schön in der Tinte. Ich durfte keine Zeit verlieren. Hinter der Moschee lag der Eingang zum großen Basar, dort mußte ich sofort ein Paar Schuhe einhandeln. Als ich mich schon in des Wortes buchstäblicher Bedeutung auf die Socken machen wollte, kehrte ich doch nochmals schnell um, trat in die Moschee und schaute rundum. Da – wenige Schritte vor mir, auf einem kostbaren alten Teppich lagen schön einträchtiglich nebeneinander – meine Schuhe. Und dahinter saß mit übereinandergeschlagenen Beinen ein kleiner Türkenschlingel, lachte

mich verschmitzt an, hielt die Hand hin und murmelte: «Bakschisch.» «Inshallah», flüsterte ich erleichtert, drückte ihm etwas in die Hand und war schon wieder draußen. Auf dem nahen Stadtplatz fand ich den Bus und meine Leute.

Souvenirs

Das ist ein Kapitel für sich. Besonders weil die meisten Reisenden mit vollen Koffern die Reise antreten, unterwegs eine ganze Menge einkaufen und dann die Koffer so vollstopfen, daß sie jeden Augenblick zu platzen drohen. Daraufhin tauchen Taschen, Körbe, Säcke auf, daß dem Reiseleiter schwarz vor Augen wird. Was schleppen die Leute nicht alles an Kleidern und Wäsche mit, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein! Das bedeutet nur unnötigen Ballast. Die Wäsche läßt man sich doch auf dem Schiff oder im Hotel besorgen; und bei Bedarf kann man Blusen, Hemden oder Socken auch im Ausland kaufen, sie lassen sich ebenso gut zu Hause tragen und bringen erst noch ein Rüchlein aus fremden Landen mit.

Wo Fremde hinkommen, da blüht der Kitsch. Viele Leute werden davon angezogen, wie die Wespen von der Konfitüre. Es lassen sich mit einiger Findigkeit überall gute, für das Land typische Dinge und Spezialitäten finden, die uns und unsern Angehörigen echte Freude bereiten. Schon auf der Hinreise mache ich jeweils darauf aufmerksam, nenne die üblichen Preise und warne vor Fälschungen und dem internationalen Fremdenklimbim «Made in . . .» Manche wollen sich freilich erst die Finger verbrennen. Einer zahlte beispielsweise für eine alte Ikone ein schönes Stück Geld und zu Hause entdeckte er mit dem Vergrößerungsglas, daß unter der schmutzigen Lackschicht der Raster einer farbigen Reproduktion zum Vorschein kam. Oder ein Ehepaar kaufte sich in Istanbul mit den im Ausland billig erhältlichen, aber für diesen Zweck verbotenen türkischen Pfunden einen teuren Teppich. Er wurde im Zollgebäude zurückgehalten und das Paar bekam weder vom Geld noch vom Teppich je wieder etwas zu sehen. Gute Ratschläge wären in beiden Fällen gratis erhältlich gewesen . . .

Ist sie photogen?

Trotz den Hunderten von gezückten Kameras auf der Akropolis ist die gute alte Zeit mit dem

Tagebuch, dem Skizzenblock und dem Stift in der Tasche noch nicht ausgestorben. Fast in jeder Reisegruppe finden sich Unentwegte, die ihre Eindrücke durch ein paar Striche festzuhalten verstehen. Sie sind zu beneiden. Andere scheinen die Schönheiten der Natur und Kunst nur durch die Linse ihrer Kamera aufnehmen zu können. Das ulkigste Beispiel lieferte ein junger Mann, der oft während den Besichtigungen im Autobus sitzen blieb und dahindöste. Er erkundigte sich lediglich: «Ist sie photogen?» – womit er meist die Landschaft oder Sehenswürdigkeit meinte. Nur wenn er sich für seine Filme eine reiche Ausbeute versprach, geruhte er auszusteigen.

In Olympia erklärte ein Teilnehmer: «Ich will nur den Altar mit den olympischen Ringen photographieren, alles andere interessiert mich hier nicht!» Sein Bruder hatte im Vorjahr dieselbe Reise gemacht und den Führer, einen Althistoriker von internationalem Ruf, vergeblich darnach gefragt, da dieser vor dem Eingang des heiligen Hains stehende Altar nicht historisch, sondern erst 1896 aufgestellt worden ist.

An Olympia habe ich noch eine andere Erinnerung. Die Reise ging ihrem Ende entgegen, ich freute mich auf die Heimkehr und hoffte, hier die letzten Nachrichten von zu Hause vorzufinden. Richtig, auf dem Postbüro streckte mir der Beamte einen Flugpostbrief entgegen. Erwartungsvoll öffnete ich ihn, las, erbleichte, und mein Atem stockte. Der Brief enthielt Nachrichten von schweren Erkrankungen in meiner Familie. Das war doch nicht möglich! Ich las weiter, ich schaute nach dem Datum – und mein Schnauf setzte wieder ein. Der Brief war vor einem Jahr abgeschickt worden, aber erst einen Tag nach meinem Aufenthalt in Olympia angekommen und hatte seither auf mich gewartet. Der Zufall wollte es, daß sein Inhalt ein Jahr später mich in große Sorge versetzte. Am gleichen Abend noch trafen neue, gute Nachrichten ein. Nun freute ich mich doppelt auf die Heimkehr.

Das gehört mit zum Schönsten des Reisens: Überreich beschenkt mit unauslöschlichen Eindrücken herrlicher Landschaften und Kunstwerke und menschlichen Begegnungen die heimatliche Küste anzusteuern, seinen Lieben und seinem eigenen Dach entgegen. Schon um dieser Heimkehr willen lohnt es sich, in die Welt hinaus zu fahren!